

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Schloß Sombras.

Historische Erzählung von Herbert Greenough Smith. Autorisierte Verdeutschung von Hermann Limbach.

1)

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Es war an einem frühen Herbstabend des Jahres 1524, als ein Trupp Soldaten vor einem unscheinbaren Wirtshause, mitten in der Waldwildnis von Yorkshire an einer morastigen Straße gelegen, Halt machte.

Der Anführer der Schar und sein Korporal betrachteten prüfend das wenig einladende Aussehen des Gebäudes, ehe sie sich zum Eintritt entschlossen. Auf einem Wiesenrunde auf der anderen Seite der Straße hatte sich's unterdessen die Mannschaft — erhaltenem Befehl zufolge — bequem gemacht, Zelte aufgeschlagen und ein mächtiges Feuer angezündet, um welches die meisten von ihnen saßen oder lagen. Buntbewegtes Leben entsfaltete sich sofort in dem kleinen Lager. Während hier einige der Krieger sich mit Essen, Trinken oder Kochen beschäftigten, reinigten dort andere ihre Stahlhauben und Kürasse vom Staube des Marsches, sodaß die rote Blut des Lagerfeuers sich mit blutigem Widerschein in den polierten Flächen spiegelte; wieder andere kamen und gingen durch die Zeltreihen, während von dem Ganzen ein surrendes Geräusch von lautem Sprechen, Gelächter und abgerissenen rauhen Gefängen ausging, gleich dem Summen eines ungeheuren Bienenschwarms.

In geringer Entfernung von dem Hause machte die Straße eine plötzliche Wendung nach links und zog sich in weitem Bogen um den Fuß eines steilen hohen Felsens, der sich hier jäh emporhob. Von der Höhe dieses Felsens aber schauten, sich schwarz von dem fahlen Abendhimmel abhebend, die Türme und Wälle des festen Schlosses Sombras in das Tal herab.

Kapitän Hilary Dare, der Kommandant der kleinen Truppe, sah sich nur flüchtig in der niederen Wirtsstube um, ohne den Wirt eines Blickes zu würdigen. Dann trat er hastig an eines der halberblindeten Fenster und, nach dem Schlosse hinaufdeutend, flüsterte er leise einige Worte zu dem ihm gefolgten Korporal. Dieser nickte wie zustimmend, und ohne eine Erfrischung genossen zu haben, trat der Offizier wieder unter die Tür, rief einen kurzen Befehl hinüber nach dem Lager, worauf eilig sechs Mann nach den Waffen griffen und sich marschfertig aufstellten, und nach einem nochmaligen Blick nach der Höhe hinauf verfügte er sich an die Spitze des Zuges, mit diesem die Richtung nach dem Felsen einschlagend.

Der Korporal blickte den Davonmarschierenden noch einige Minuten nach, dann setzte er sich auf eine Bank vor einem rohen Tische neben dem Eingange des Hauses und indem er sich von dem Wirte eine Flasche Wein bringen ließ, die er hastig fast bis zur Hälfte leerte, versank er unscheinend in tiefes Sinnen. Er mochte ungefähr fünf- undvierzig Jahre zählen, war von kräftiger untersehter Gestalt, mit einem bronzefarbenen, narbigen Gesicht, das von einem kurzen, ungepflegten Barte halb verdeckt wurde, und einem Paar scharfer, schwarzer Augen, die selbst das Undurchdringliche zu durchdringen schienen. Sein ganzes Wesen erzählte von jahrelangem Kriegsleben. Er trug die Stahlhaube und die leichte Rüstung eines Fußsoldaten,

während seine Bewaffnung aus einer langen Radschloß-Pistole und einem starken, geraden Schwerte bestand.

Nachdem er eine Zeitlang vor sich hingeblickt, griff er mechanisch nach der Flasche und setzte sie an die Lippen, ohne gewahr zu werden, daß er sie längst ausgetrunken. Erst das Vergebliche seiner Bemühungen brachte ihn wieder zum vollen Bewußtsein der bestehenden Tatsache und, sich nach dem Hause wendend, rief er laut nach dem Wirt, der sofort in der Tür erschien.

Das Gesicht des Wirts, rund und feist, mochte zu anderen Zeiten eine glänzende Rote zeigen, nicht unähnlich einer glühenden Kohle; die Gegenwart der Soldateska aber hatte es dermaßen gebleicht, als sei die Kohle in helle Asche verwandelt.

Der Korporal deutete auf die leere Flasche.

„Die Art ist gut,“ sagte er kurz. „Bringt mir eine zweite von derselben Sorte.“

„Wie Ihr befehlt, Herr Kapitän!“ entgegnete der Wirt unterwürfig und verschwand mit der leeren Flasche im Hause.

„Kapitän — hm!“ lachte der Korporal rauh. „Ich, ein einfacher Korporal, gleiche also wirklich so sehr einem Kapitän, daß nur ein Soldatenauge den Unterschied herausfinden kann! Allein“ — ging er zu einem neuen Gedanken über, indem er aufmerksam nach der Wegbiegung blickte — „es wird Zeit, daß der wirkliche Kapitän von seiner Rekognoszierung zurückkehrt. Ich fürchte, er hat sich die Mühe umsonst gemacht. Obgleich ein Wagehals ohnegleichen, wird er doch schwerlich Mittel und Wege finden, diese alte Fuchshöhle da oben zu überrumpeln.“ Dabei ließ er seine Augen nach den Wällen von Schloß Sombras hinauf schweifen und schüttelte wie zweifelnd den Kopf.

Der Anblick des Schlosses war freilich ganz dazu angetan, seine Zweifel zu rechtfertigen. Der Felsen war auf drei Seiten so gut wie unzugänglich, und nur auf der vierten wäre ein Aufstieg möglich gewesen. Allein auch hier führte ein sich im Felsad den Berg zwischen engen Felsenwänden hinaufwindender schmaler Pfad nur bis zu einer gähnenden Kluft, über welche eine Zugbrücke die Verbindung herstellte. War diese ausgezogen, so konnten die Bewohner des Schlosses jedem feindlichen Ueberfalle trotzen. Der mächtige Bau selbst, altersgrau und verwittert, glück aus der Ferne täuschend einem einzigen großen Steinhaufen, den eines Riesen Hand just auf diesen unzugänglichen Felsenkegel gesetzt. Nahe am Fuße des Abhanges konnte der Korporal zwischen den Bäumen die weißen Mauern einer Abtei erkennen, auf welche das Schloß herabschaute gleich einem Schutzgeist, der den Schlaf eines Pflegebefohlenen bewacht.

Ein Signal, das ganz in der Nähe ertönte, lenkte den Korporal von seinen Betrachtungen ab.

„Ha!“ rief er, „da kommt ja der Kapitän!“ Und wenige Minuten später konnte er beobachten, wie an der Wegbiegung der Wachtposten grüßend seine Hellebarbe senkte.

Der Kapitän gehörte zu denjenigen Männern, denen jedermann sich bei der erstmaligen Begegnung unwillkür-

lich genötigt sieht, einen zweiten Blic zu widmen — namentlich Frauen. Nicht daß er besonders hübsch gewesen wäre — seine Züge waren sehr einfach zu nennen, — aber in seinem Gesichte blühten ein Paar große, graue Augen, die einen Geist verrieten, für den Gefahr und Abenteuer das Nämliche bedeuteten wie der Atem für das Leben. Er war größer als der Korporal; doch wäre es schwer gewesen, zu entscheiden, welcher von beiden der Stärkere und Gewandtere war. Seine Bewaffnung glich der seines Gefährten, nur trug er außer dem Schwert und derselben langen Radschloß-Pistole noch einen Dolch und anstatt der Stahlhaube ein blaues Sammtbarett, in dessen Deckel eine Stahlplatte eingelegt war.

Als er sich der Bank näherte, auf welcher der Korporal saß, erhob sich dieser sofort und blieb in gerader Haltung vor seinem Vorgesetzten stehen.

„Nun, Kapitän, was bringt Ihr für Neuigkeiten?“ fragte er. „Ist es so, wie wir befürchteten?“

„Leider ist es so, Philipp,“ antwortet der andere. „Unsere Informationen waren durchaus richtig. Die Brücke über die Schlucht wird scharf bewacht. Ein einziger Mann könnte den Platz gegen Tausend verteidigen.“

Beide setzten sich wieder auf die Bank, und einige Minuten lang herrschte nachdenkliches Schweigen. Der Korporal war der erste, der dasselbe brach.

„Dann ist es also unmöglich, das Nest zu stürmen?“ „Unmöglich!“ bestätigte der Kapitän mit nachdrücklicher Betonung.

„Wenn wir wenigstens hier liegen bleiben und die Ratten da oben aushungern könnten!“

„Gewiß!“ entgegnete Hilary Dare, „wenn wir das könnten. Allein du kennst unsere Ordre: das Schloß ohne Verzug zu nehmen, mit List oder Gewalt, aber nicht länger als zwei Tage mit dem Versuche zuzubringen und bei einem Scheitern desselben unseren Marsch nach Schottland fortzusetzen. Wir müssen also morgen weiter.“

„Leider habt Ihr Recht, Kapitän,“ sagte der Korporal mit Bedauern. „Wirklich, es ist jammerschade. Die Einnahme von Schloß Sombras hätte für das Schicksal von uns beiden von entscheidender Bedeutung werden können. Ich selbst wäre am Ende Kapitän, und der Kapitän Major geworden. Und der Schloßherr John Sombras würde eine herrliche Beute geworden sein!“

„Wahrhaftig!“ bestätigte der Kapitän wie abwesend. Er hatte Schwert und Sammtbarett abgelegt und sich nach vorn über den Tisch gebeugt, mit dem Ellbogen auf der Platte und den Kopf in die Hand gestützt. Seine Augen waren auf das Lager jenseits der Straße gerichtet, allein seine Gedanken schienen in weiter Ferne zu weilen.

„Ein Geächteter!“ fuhr der Korporal fort, indem er die Faust nach dem Felsenschloße schüttelte. „Ein Rebell gegen des Königs Majestät! Der König würde mit einem Juwel aus seine Krone denjenigen belohnen, der ihm den da oben als Gefangenen brächte!“

„Möglich!“ sagte sein Gefährte.

„Unser König — König Heinrich der Achte, der Himmel segne ihn! — ist nicht der Mann, welcher eine Möhre Lat ohne Belohnung läßt.“

„Jawohl,“ erwiderte Hilary Dare mit derselben Abwesenheit wie vorher.

Das Schweigen, welches folgte, entriß den Kapitän seinem Grübeln. Den Blick in die Ferne von einem unbekannten Etwas zurückwendend nach seinem Gefährten, fragte er:

„Was sagtest du eben?“

„Der Himmel segne euch!“ rief der Korporal erstaunt. „Er hat kein Wort gehört von dem, was ich sagte. Ich meinte eben, Kapitän, daß ich den Geschmac des Königs teile. Ich liebe tapfere Gesellen und frohe Gesellschaften. Und Ihr?“

„Ach!“ seufzte Hilary vernehmlich.

Der Korporal blickte ihn verwundert an.

„Oho, Kamerad!“ sagte er, ihn auf die Schulter schlagend, „was fehlt euch? Seit den letzten zwei Tagen seid Ihr launenhaft wie eine alte Jungfer.“

„Ich weiß es,“ nickte der Kapitän.

„In der Lat, Kapitän, Ihr habt euch in den letzten Monaten gewaltig geändert. Wirklich, wenn ich an unseren vergangenen Jahr gemeinsam überstandenen Feldzug denke — wie lustig Ihr da sein konntet beim Humpen und

frohen Gesang! Und jetzt, obgleich euch nichts fehlt, so wie ich weiß, lauft Ihr beständig umher wie ein Träumer. Ihr scheint nicht mehr froh werden zu können, außer im Kampfgewühl. Ihr lacht nicht mehr, außer wenn Gefahr sich naht und euer Leben beständig dem Tode abgerungen werden muß.“

„Weil einzig in solchen Augenblicken ich von meinen Gedanken abgezogen werde,“ gestand der Kapitän.

„Euren Gedanken?“ wiederholte der Korporal. „Sind diese wirklich so traurig?“

Hilary zögerte mit der Antwort.

„Höre einmal,“ sagte er endlich wie jemand, der zu einem Entschlusse gekommen ist, „wie lange kennen wir uns bereits, Philipp?“

„Wie lange?“ erwiderte der andere nach kurzer Ueberlegung, „es sind zehn, nein elf Jahre her, seit wir zuerst Seite an Seite kämpften. Seit damals haben wir zusammen gelebt und gestritten und sind kaum einen Tag von einander getrennt gewesen. Und darf ich es wohl wagen, hinzuzufügen, daß wir mehr wie Kameraden geworden sind, obwohl Ihr ein Kapitän seid und ich nur ein einfacher Korporal —“

„Nicht so, mein braver Philipp,“ antwortete Hilary, indem er die Hand ausstreckte und die Rechte des Korporals herzlich drückte. „Wir sind Freunde geworden, Freunde, die keine Geheimnisse vor einander haben. Nicht wahr?“

„Jawohl, Kapitän!“ antwortete Philipp augenscheinlich tief bewegt, den Druck ebenso warm erwidend. „Wir haben keine Geheimnisse vor einander!“

„O ja,“ sagte der andere langsam, „eines!“

„Was meintet Ihr?“ fragte Philipp überrascht.

„Ich habe bisher noch gegen niemand davon gesprochen, selbst gegen meine ältesten Freunde nicht — nicht einmal gegen dich, Philipp. Aber nun sollst du alles erfahren, und wenn es dir einfallen sollte, am Ende meiner Erzählung zu lachen, dann soll es dir vergeben sein.“

Er schwieg einige Augenblicke, während welcher der Korporal das Kommende zu erraten suchte. Dann fragte er unvermittelt:

„Wie weit ist es von hier nach York?“

„Von hier nach York?“ gab der andere zurück, sich fragend, was die Entfernung von York mit der erwarteten Erzählung zu tun habe. „Ich glaube, nicht mehr wie ein zweistündiger Ritt.“

„Ein zweistündiger Ritt!“ wiederholte Hilary lebhaft. „Es ist gerade ein Jahr her, seit ich dem Orte nicht mehr so nahe gewesen bin, welcher eine so bleibende Erinnerung in mir hinterlassen hat. Du weißt — doch wozu soll ich dich ermüden mit der Schilderung der Erlebnisse eines Menschen, dem es begegnet, daß er gleich so vielen Besseren vor ihm in Liebe zu einem schönen Gesicht entbrannt ist, welches er nur einmal gesehen?“

„Und doch gebe ich euch die Versicherung, Kapitän,“ sagte Philipp, „daß mich nichts mehr interessieren könnte.“ Er lehnte sich vor, aufmerksam horschend, wie jemand, dessen Neugier erregt worden ist. Der Kapitän, ihm ins Gesicht blickend und bemerkend, daß es ihm Ernst war, fuhr fort:

„Du erinnerst dich wohl noch der Zeit, da wir voriges Jahr in York waren?“

„Gewiß, ganz genau!“

„Und du kennst auch die alte St. Dominikskirche?“

„Rein,“ antwortete der Korporal. „Doch halt, war es nicht gegenüber dem Wirtshause zum Spaten?“

„Ganz recht, dort war es; ich wußte, daß du dich noch erinnern würdest.“

„O, vollkommen!“ lachte Philipp mit Genugthuung. „Ich erinnere mich noch ganz genau an die alte St. Dominikskirche, denn ihr gegenüber bekam man das beste Bier im ganzen Land.“

„Also,“ fuhr Hilary fort, „es war dort, wo eines Tages —“

„Im Spaten-Wirtshause?“ warf Philipp ein.

„Rein, vor der Kirche war es, wo ich eines Tages eine junge, reizende Jungfrau sah.“

„Ah!“ konnte sich der Korporal nicht enthalten auszurufen.

(Fortsetzung folgt.)

Künstliche Beregnung der Felder.

Der Krieg ist ein Lehrmeister. Nicht nur unsere tapferen Truppen haben neue Kampfesweisen lernen müssen und sie so gut gelernt, daß sie die feindlichen Scharen fast ganz von den heimischen Fluren fernhielten, sondern auch wir Daheimgebliebenen haben manches gelernt. Auch wir haben auf unsere Art erfolgreich gekämpft, nämlich gegen die Ernährungsorgen, die der Feind uns zu bereiten drohte.

Als Mittel dafür kommen in Betracht: Die Vergrößerung unserer Anbauflächen und deren äußerste Ausnutzung. Es ist beschämend zu hören, aber gerade deshalb soll man es sich immer wieder vorhalten, daß wir in Deutschland noch gegen 2 000 000 Hektar anbauwürdiges Land besitzen, das noch ertaglos daliegt. Der Krieg hat auch hier einen Anstoß zur Besserung gegeben; denn große Gebiete von diesem Lande werden jetzt mit Hilfe der Kriegsgefangenen der Bodenverbesserung unterworfen, um teilweise schon von 1915 an zur Volksernährung beizutragen.

Aber auch bezüglich der besseren Ausnutzung der bereits fertigen Anbauflächen sind wir noch nicht am Ende des Möglichen. Das Gedeihen unserer Feldfrüchte und die Höhe der Ernte ist abhängig von der Beschaffenheit und Bearbeitung des Bodens, der Düngung, der Fruchtfolge, dem Saatgut und von den klimatischen Verhältnissen, als da sind: Wärme, Regen und Sonnenschein.

Bessere ist man gewohnt als unabänderlich hinzunehmen, aber nur teilweise mit Recht. Zwar ist es noch nicht gelungen, Wärme oder das Sonnenlicht zu ersetzen. Alle Versuche, das Wachstum durch elektrische Strahlung oder durch elektrisches Licht zu fördern, sind gänzlich fehlgeschlagen; denn wenn auch hier und da geringe Mehrerträge durch solche Reizmittel erzielt wurden, so schließen doch ihre hohen Kosten jede Einträglichkeit aus.

Wie aber liegt es bezüglich des mangelnden Regens? Hier stehen wir den Launen des Wetters nicht mehr so machtlos gegenüber, vielmehr sind wir bereits in der Lage, mit künstlicher Beregnung wirksam nachzuhelfen. Die Anregung dazu gaben die in anderen Ländern mit künstlicher Aderbewässerung erzielten ausgezeichneten Erfolge. Als besonders lozendes Vorbild dienten die Anlagen im trockenen Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo bis heute 5 000 000 Hektar früher der Wüste ähnliches, menschenleeres Land durch die Bewässerung in ertragreiche, blühende Siedelungen verwandelt wurden. Man hat dies Beispiel bei uns mit bestem Erfolge nachgeahmt, mußte aber zu einem ganz anderen Verfahren greifen in einem Lande alter Siedelung wie Deutschland, wo — ich möchte sagen — schon jeder Tropfen Wasser durch irgendein Recht in Anspruch genommen ist, man mit dem Wasser also ungemein sparsam sein muß. Deshalb wandten wir nicht die in Amerika übliche, viel Wasser erfordernde Beregnung sondern die viel sparsamer arbeitende Beregnung an. Ihr Wesen besteht darin, daß von einer Wasserstelle aus, auch Brunnen sind dazu geeignet, Wasser in ein weitmaschiges Rohrnetz gedrückt wird, welches das Druckwasser an allen Stellen des zu beregnenden Feldes zuführt. Daran werden fliegende, nach Bedarf oberirdisch zu verlegende Zweigleitungen geschlossen, die eine weitergehende Verteilung besorgen. Hieran endlich schließt sich mit Schlauch eine Reihe von Sprengwagen eigenartiger Bauweise, welche in Längs bis zu 200 Metern über das Feld gezogen werden und dabei das Druckwasser in feiner, regenartiger Verteilung über das Feld ergießen. Die Sache klingt verwickelter, als sie ist und ist bereits in einem Umfange von 2000 Hektar im trockenen Osten Deutschlands in die große Landwirtschaft eingeführt, nachdem erst 1907 die ersten Versuche begannen, deren Ergebnisse die hohe Einträglichkeit der Beregnung erwiesen.

Nur folgende wenige Zahlen mögen genügen, die Einträglichkeit zu kennzeichnen. Nach den angestellten Voraberechnungen, die sich in der Praxis als

richtig erwiesen, stellen sich die Kosten für 1 Kubikmeter fertig verregnetes Wasser auf 7 Pfennig einschließlich aller Arbeitslöhne und aller Aufwendungen für Verzinzung, Unterhaltung und Abschreibung der Anlage. Bei den angestellten Versuchen ergab sich durch 1 Kubikmeter künstlichen Regen eine Ertragssteigerung im Werte von 11—50 Pfennig, je nachdem das Jahr reicher oder ärmer an natürlichen Niederschlägen war; es wurde also in allen Fällen ein befriedigender, meistens ein sehr hoher Reinertrag erzielt. Besonders dankbar erweist sich die Kartoffel für Beregnung, bei der in dem durch seine Dürre berückichtigten Jahre 1911 eine Reinertragssteigerung von 664 Mark von 1 Hektar erzielt wurde, die genügte, die Anlagelosten mehr als doppelt abzuschreiben.

Es liegt auf der Hand, daß in einer großen Wirtschaft nicht so hohe Erträge zu erwarten sind wie auf einem Versuchsfelde; indes zeugt die Zufriedenheit der Besitzer einer Beregnungsanlage genug dafür, daß auch hier lohnende Reinerträge erzielt werden. Darum ist es sehr zu bedauern, daß diese neue Form der Bodenverbesserung bis heute keine schnellere Verbreitung gefunden hat; denn die Kosten für Anlage und Betrieb sind durchaus nicht unerschwinglich. Es darf erwartet werden, daß das Kriegsjahr 1915 ihre Einführung in weitere Kreise wesentlich beleben wird.

Prof. E. Krüger, Berlin, Reg. und Geh. Baurat

Russische und englische Explosionsgeschosse.

Ueber das neueste russische Infanterieexplosionsgeschoss, dessen Wirkung weit schlimmer ist, als die des Dumdumgeschosses, berichtet der Jenaer Professor Medel in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“. Bei den Franzosen ist in den Berichten unserer Obersten Seeresleitung wiederholt die Verwendung von Infanterieexplosionsgeschossen erwähnt worden. In neuester Zeit wurde aber auch aus den Karpathen ein Verwundeter eingeliefert, der unzweifelhaft von einem Explosionsgeschoss getroffen war, und später hat man dann derartige Geschosse massenhaft auf dem Schlachtfelde und bei gefangenen Russen gefunden.

Die Abbildung des auseinandergenommenen Geschosses zeigt einen Zylinder, dessen Basis mit Blei ausgefüllt ist; dann kommt ein Hohlraum, in dem ein starrer Bolzen liegt, der von einem Mantel mit Längsgerinne fest umschlossen wird. Der vordere Teil des Geschosses hat die Sprengladung, ganz vorne wieder einen Bleikern; an der Basis dieses vorderen Teiles ist die gewöhnliche kleine Zündkapsel. Durch die Bleierne hinten und vorne ist das Geschoss richtig ausbalanciert. Es steht in einer gewöhnlichen Gewehrpatrone, durch deren Explosion es vorwärts getrieben wird, dabei rührt sich der Bolzen nicht. Erst wenn die Spitze des Geschosses aufschlägt oder eindringt, wird der Bolzen nach dem Gesetz des Trägheitsmoments vorwärts in die kleine Zündkapsel getrieben und bringt das Geschoss im Körper des Getroffenen zur Explosion. Als der vordere Teil von dem Chemiker Professor Schlenk durch Erhitzen zur Explosion gebracht wurde, erfolgte sie mit lautem Knall und ziemlich bedeutender Sprengwirkung. Derartige Explosionsgeschosse wurden bisher nur gegen Infanterie, Maschinengewehre und Löwen zur Anwendung gebracht. (Archiv. Professor Schlenk. Zweifellos handelt es sich bei der Verwundung des Leutnants M., den Professor Piebel untersuchte, um ein solches Geschoss. Der Leutnant erhielt bei einem Sturmangriff in den Karpathen am 10. Mai einen Gewehrschuß in den rechten Unterschenkel, den er sich selbst verbinden konnte. Als er aufstand, erhielt er einen zweiten Schuß fast an gleicher Stelle in den linken Unterschenkel. Er fühlte einen Schlag, hörte unmittelbar hinterher einen Knall, stürzte zusammen, das Bein war gestreckt, wie tot, kalt; er konnte sich nicht selbst verbinden. Der Einschuß war klein, der Ausschuß dagegen bedeutend

großer. 48 Stunden nach der Verletzung war der Fuß schwarz bis zur Schußstelle; es entwickelte sich eine schnell zunehmende, übers Knie hinausgehende harte Schwellung, sodaß das Bein amputiert werden mußte. Nach der ganzen Sachlage ist anzunehmen, daß die Verwundung durch ein Explosionsgeschloß hervorgerufen worden ist, wie es bei russischen Gefangenen gefunden wurde. Als man den letzteren die Niederträchtigkeit dieses Geschosses vorhielt, waren sie ganz erstaunt; sie wußten nicht, was ihre Patronen enthielten.

Ueber ein von den Engländern benutztes explosives Gewehrgeschloß macht Dr. E. Senger in Arefeld an derselben Stelle ähnliche Mitteilungen. Er hat das Geschloß bei einem Verwundeten, dem es im Becken saß, operativ entfernt. Auch bei diesem Geschloß folgt auf einen kleinen Aluminiumkern an der Spitze des Mantels ein Hohlraum, der, wie die Verwundeten berichten, mit einem Explosivstoff gefüllt ist; sobald das Geschloß irgendwo anprallt, wird durch Explosion des Stoffes der Bleikern herausgeschleudert und sogar der Mittelmantel zerrissen. Wenn ein solches Geschloß innerhalb des Körpers ausprallend berstet, so wird es entsetzliche Störungen anrichten und weit öfter den Tod durch Verblutung bewirken als ein humanes Geschloß.

Scherz und Ernst

11. Die Nacktur gegen Nervenleiden. Was hat man nicht alles schon empfohlen und angewendet gegen die Krankheit unserer Zeit, die Nervosität! Rubefuren, Wasserkuren, Milchiät, Weintrauben, Luftwechsel, Sommerfrischen usw. usw. Hunderttausende kämpfen auf diese oder jene Weise gegen ihre Nervenleiden an, und man sollte meinen, nun müsse der Nervenpopanz doch bald ganz aus der Welt verschwunden sein. Aber im Gegenteil, die Nervosität wird immer verbreiteter, immer ärger; sie ergreift sogar unsere Kinder. Und demzufolge werden immer mehr Nervenheilstätten gebaut, Ferienheime für Blutarmer, nervöse Großstadtkinder und vieles sonst noch. Der Pariser Nervenarzt Dr. Jean Simeon Lehendelt seit Jahren seine Patienten in einer ganz eigenartigen, geradezu kostenlosen Weise, und der enorme Zulauf, den er hat, ist Beweis genug dafür, daß seine Methode Anerkennung findet. Er untersucht die Patienten sehr genau, trägt ihnen dann die amüsanten lateinischen Bezeichnungen für die einzelnen anormalen Zustände vor, und versteht es, schon hierdurch die Kranken zum Lachen zu bringen. Dann befiehlt er ihnen direkt, herzlich zu lachen, erzählt allerlei von der Kunst des Lachens, läßt wieder lachen, bis die Tränen aus den Augen kommen, und — nach vier Wochen ist der Patient gesünder als er jemals war. Das ist die Nacktur. Die Erschütterungen des ganzen Organismus, die die Heiterkeit hervorruft, sind das segenspendende Fluidum. Das wird auch wohl dem Laien einleuchten. Wir Menschen sorgen uns von früh bis abends und ärgern uns über jede Mücke — wir sollten etwas gleichmütiger werden und mehr lachen, dann wird die Nervosität von selbst verschwinden.

12. Gebt euren Hunden deutsche Namen! Tiefeingewurzelte Vorliebe für das Fremdländische ist die Ursache, daß viele Deutsche ihren Hunden fremdländische Namen geben. Mit griechischen und lateinischen Namen prozen breitspurig die Helden- und Kaisersöhne Hector und Nero und blähen sich aufdringlich die wackeligen Bellas und Floras. Gedehast eitel schwänzeln die Kläffer, die auf französische Namen hören wie die Scheris (von cheri = Liebling), die Suhris (von souris = Maus), die Chassees (von chas-

see = Jagd), die Barrys (Verstümmelung von Paris), die Minetten und Finketten. Ihnen äffen die englischen Lords und Leddies (= Ladies) mit anmaßlicher Vornehmerei nach. Am schrecklichsten aber klingt dem Ohr jedes sprachlich empfindenden Menschen, wenn weibliche Wesen aus einer Hundefamilie mit dem häßlichen Wortplunder Feldine, Waldine oder gar Odine behängt werden. Seinem Freund, Liebbling, Lebensgefährten und Arbeitsgenossen, dem deutschen Hund, einen ausländischen Namen zu geben, — mahnt der Krieg —, sollte jeder Hundebesitzer unterlassen. Die jetzige Jahreszeit, die vielen neue Züchterfreuden bringt, ist die beste Gelegenheit, eine Sprachreinigung in den deutschen Hundeställen vorzunehmen. Wer kurze Namen wünscht, der rufe seinen Hund Blix, Flamme, Frei, Flin, Hilf, Schlaue, Such, Start, Treu, Wicht, Born. Wer Behendigkeit und Narbe im Namen ausdrücken will, dem stehen Fall und Wiesel zu Gebote, und wer das Stummelschwänzchen will mitreden lassen, der nenne ihn Stümper. Wenn die Freude an Wald und Wasser im Namen widerhallen soll, der nenne seinen treuen Begleiter Strom, Waiser, Elbe, Leine, Birle, Eiche, Fichte, Blume. Oder soll der Name der Träger besonderer Vorzüge sein, wähle er aus der Sage Wotan oder Freia, Siegfried oder Brünhild oder aus den Stammesnamen Sachs und Franke oder aus den heiligen Tieren der Vorzeit Adler, Rabe Wolf. Alle diese Namen haben einen stolzen Sinn, der Kraft, Sieg, Beute, Schnelligkeit, Tapferkeit, Wachsamkeit bedeutet, woran unsere Vordern ihres Herzens Lust und Freude hatten. Wer sonst einen guten deutschen Namen sucht, der finde eine reichhaltige Liste in dem Namenbuch der deutschen Schäferhunde, das der Verein für deutsche Schäferhunde herausgegeben hat, (und in dem Namenbuch, das im Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins erschienen ist). Die in diesen Büchern zusammengestellten Namen vereinigen Takt und Geschmack mit gutem Sinn und deutschem Gefühl. Feisch (Köln).

13. Das deutsche Heldengrab im belgischen Bürgermeistergarten. Ein deutscher Offizier schreibt der „Straßb. Post“ aus Belgien: Ich war unvermutet zu dem würdigen Bürgermeister einer kleinen, riedlich abseits liegenden Gemeinde der belgischen Provinz Luxemburg gekommen. Als wir unsere dienstliche Angelegenheit besprochen hatten und ich weggehen wollte, sagte er: „Sie müssen noch unsern Offizier sehen.“ Ich folgte ihm nach dem Garten und meinte, dort einen im Quartier liegenden Offizier zu treffen. Aber der Mann, der dort war, hatte sein letztes Quartier bezogen: In der Ecke des Gartens, am schönsten Platz, wo sonst wohl die Ruhebank der Bürgermeisterfamilie gestanden hatte, lag das Grab eines deutschen Leutnants, liebevoll gepflegt und mit einem frischen Strauß der schönsten Blumen geschmückt. Der Bürgermeister erzählte: „Am Abend der großen Schlacht von V., die unweit von hier getobt hat, kam ein deutscher General, der die Nacht zuvor bei mir gewohnt hatte, bei meinem Hause vorgelassen; er hatte neben sich die Leiche eines jungen Offiziers. „Bürgermeister“, sagte er, „wollt Ihr mir diesen Offizier an einem geschäftigen, friedlichen Platz bestatten?“ Und nach einer Pause, in der ich sah, daß ihn ein innerer Schmerz hatte verstummen lassen: „Es ist mein Sohn.“ „Da hab' ich“, fuhr der Bürgermeister fort, „meine Frau gefragt: — die freundlich ausschauende Bürgermeisterin war inzwischen zu uns ans Grab herangetreten — und darnach haben wir dem jungen Offizier diesen Platz zur letzten Ruhestätte gegeben.“ „Und wer hat diesen Blumenstrauß gebracht?“ fragte ich. „Wir in die Pflege des Grabes anvertraut“, sagte die Bürgermeisterin mit liebevollem Stolz, „und von allen schönen Blumen, die hier in unserm Garten blühen, muß er immer einen frischen Strauß haben.“ Die Blumen des Grabes erglühten unter den letzten Strahlen, die die sinkende Sonne über den Hügel warf; es war eine Versicherung, daß, obwohl die Kälte sich auf Tod und Leben betrug, die Menschenliebe noch nicht ausgestorben ist.